



ISABELLA BENZ  
SUSANNE WOLFF

SIRENENBANN  
— UND —  
SEEGESANG



WRITERS

## ÜBER DIE AUTORINNEN

**Susanne Wolff** und **Isabella Benz** verband von Anfang an die Leidenschaft für Fantasygeschichten. „Sirenenbann und Seegesang“ ist das erste gemeinsame Romanprojekt des Autorinnenduos.

**Susanne Wolff** ist trotz zahlreicher Entdeckungsreisen in Europa und Asien überzeugte Stuttgarterin geblieben. Wenn sie gerade nicht schreibt, ist sie entweder auf einem Fantasy-Life-Rollenspiel oder in der Personalabteilung eines mittelständischen Familienunternehmens zu finden.

**Isabella Benz** ist ein Wald- und Wiesenkind, das mit Pferden, Hasen, zahlreichen Sittichen und Papageien aufwuchs. Mittlerweile lebt sie mit ihrem Mann und zwei eigenen Nymphensittichen in einem Dorf nahe Tübingen und berät in der beschaulichen Universitätsstadt Studierende der Evangelischen Theologie.

ISABELLA BENZ  
SUSANNE WOLFF

SIRENENBANN  
— UND —  
SEEGESANG



WREADERS E-BOOK

Band 127

Dieser Titel ist auch als Taschenbuch erschienen

Vollständige E-Book-Ausgabe

Deutsche Erstausgabe

Copyright © 2021 by Wreaders Verlag, Sassenberg

Verlagsleitung: Lena Weinert

Druck: BoD – Books on Demand, Norderstedt

Umschlaggestaltung: Lisa Umminger

Lektorat: Marla Bachert, Anna Mackner

Satz: Leoni Triltsch

[www.wreaders.de](http://www.wreaders.de)

ISBN: 978-3-96733-248-3

*Für die Musik, die uns auf ihren Schwingen in zauberhafte Welten geleitet.*

# I

## VERSUNKEN

Ich liebte das Wasser, den bitteren Geruch nach Freiheit, den feuchten Geschmack nach Unabhängigkeit, das Plätschern der Wellen, die die Steine am Ufer küssten und sich gleich darauf wieder zurückzogen, nur um ihr Spiel zu wiederholen. Zuverlässig und selbstbewusst zugleich. Ich wünschte mir, Julian wäre dem Wasser nur ein bisschen ähnlich. Aber mittlerweile war er das komplette Gegenteil.

Er öffnete den Eingang zum Seebad und steckte den Schlüssel anschließend in seine Hosentasche zurück. Es war ein Duplikat, eines, das Julian heimlich hatte anfertigen lassen. Er lächelte. Während seine braun gebrannte Haut und die dunkle Kleidung mit dem engmaschigen Zaun verschmolzen, stachen seine weißen Zähne in der Dunkelheit hell hervor.

»Wollen wir?« Er bot mir seinen Arm an.

Mein Herz zog sich unangenehm zusammen. Ich musste es ihm endlich sagen, durfte nicht länger zögern. Es war unfair ihm gegenüber. Ich hatte das Ergebnis meines Tests bekommen. Julian war gegen seine Prinzipien mit mir ins Seebad eingebrochen, nur weil ich ihn darum gebeten hatte. So hatte unsere Beziehung einfach keinen Sinn mehr. Ich atmete tief durch, setzte zu sprechen an und bekam doch keinen Ton über die Lippen.

Julian schien meinen inneren Kampf nicht zu bemerken. Er nahm meine Hand und zog mich in Richtung See. Das Plätschern wurde lauter. Unsere Schritte raschelten erst im Gras, dann knirschte der Kies unter ihnen. Das Wasser funkelte silbern im Sternenlicht. Es war eine wolkenlose Sommernacht, so warm, dass ich meine Jeansjacke um die Hüften geknotet hatte. Selbst die leichte Brise, die vom See her über meine Arme streifte, brachte nur eine angenehme Kühle, keine Kälte mit sich.

Seit zwei Wochen war die Hitze tagsüber nahezu unerträglich. Zum Glück hatten wir die Klausuren schon hinter uns. Meine schriftlichen Noten waren wenig überraschend katastrophal. Aber was spielte das für eine Rolle, wenn ich bei jedem Lehrer das Gefühl hinterließ, den Stoff perfekt zu beherrschen?

Vieren, Fünfen, sogar Sechsen ließen sich mit einer Eins im Mündlichen immer

so ausgleichen, dass man nicht durchfiel. Eine Zeit lang hatte ich geglaubt, meine Eltern hätten die Lehrer bestochen. Aber bis auf Lucy waren auch alle meine Klassenkameraden der Überzeugung, ich hätte mit einem Schulterzucken und einem gelegentlichen »Keine Ahnung, interessiert mich nicht« eine Eins verdient. Krank!

Es war genauso krank wie Julian, der sprang, wenn ich ihm nur sagte, wohin. Normalerweise war er ein Musterschüler, der sich das Internat durch ein Stipendium finanzierte. Er war stolz auf seine Leistungen, stolz darauf, anders als wir reichen, verzogenen Gören zu sein, stolz, weil er sich nie einen Fehltritt erlauben würde.

Deshalb hatte ich mich in ihn verliebt. Als er Anfang des Jahres auf unsere Schule gewechselt war, hatte er mir einige Male widersprochen. Damals war er noch genauso unzähmbar wie das Wasser gewesen, doch ich hatte ihn gebrochen, ohne zu wissen, wie.

Entschlossen blieb ich stehen und zwang ihn, sich zu mir umzudrehen. »Julian, wir müssen reden!«

»Ja, natürlich! Alles, was du willst, Irina«, beteuerte er sofort und mir schossen die Tränen in die Augen.

*Nein, nicht alles, was ich will!, dachte ich. Widersprich mir! Lass uns streiten! Ich will mich nicht von dir trennen, aber ich kann so auch nicht mit dir zusammen sein.*

»Willst du dich setzen? Schau mal, was ich für uns vorbereitet habe.«

Er ließ meine Hand los und eilte mir eifrig voraus zu einem dunklen Haufen auf dem Kiesstrand, den ich vor lauter Verzweiflung gar nicht bemerkt hatte.

Ich musste mich konzentrieren, um eine Decke und einen Korb zu erkennen. Julian kniete sich nieder, klappte die linke Hälfte des Korbes auf und zog etwas Längliches hervor. Aus seiner Hosentasche holte er einen kleineren Gegenstand. Es ratschte und eine Flamme tanzte zwischen seinen Händen, mit der er den Docht einer Kerze entzündete. Als Nächstes holte er einen silbernen Armleuchter, der garantiert zum Festschmuck des Internats gehörte, aus dem Korb. Hingebungsvoll setzte er die flackernde Kerze in seine Mitte und bestückte ihn mit vier weiteren länglichen Kerzen. Mein schlechtes Gewissen wuchs mit jeder Flamme, die aus dem Feuerzeug züngelte.

Julian klopfte auffordernd neben sich: »Komm! Setz dich zu mir! Ich habe Schokofrüchte dabei.«

Ich rang mit mir. Er hatte sich solche Mühe gegeben und es könnte alles so schön sein. Ein romantisches Abenteuer! Wir brachen um Mitternacht ins

Seebad ein, fütterten uns mit schokoglasierten Erdbeeren, Äpfeln und Trauben, küssten uns, liebten uns. Aber war es wirklich das, was er wollte? Oder machte er das alles nur, weil er glaubte, mir damit meinen Wunsch perfekt zu erfüllen?

Ich wandte meinen Blick fort von der lockenden, romantischen Picknickdecke, hin zum See, dessen Ende ich in der Dunkelheit nicht ausmachen konnte. Mir war übel. Wieso zum Teufel war Lucy die Einzige, die mir hin und wieder die Stirn bot?

Die Erinnerung an die Zeit, in der die Leute sich in meiner Gegenwart noch normal verhalten hatten, verblasste immer mehr. War ich zwölf gewesen? Vielleicht dreizehn? Mit vierzehn hatte sich das Verhalten meiner Lehrer und Klassenkameraden jedenfalls schon so verändert, dass ich mir alles erlauben durfte.

Niemand zog mich zur Rechenschaft, wenn ich klaute. Niemand beschwerte sich, wenn ich sie beleidigte. Niemand sagte etwas, wenn ich auf einer öffentlichen Toilette irgendeinen wildfremden Kerl aufriss. Was ich wohl noch alles ausprobiert hätte, wenn Lucy mir nicht ordentlich den Kopf gewaschen hätte?

Julian trat von hinten an mich heran. Seine Arme schlangen sich um meinen Oberkörper und ich spürte seine muskulöse Brust an meinem Rücken.

»Was ist denn los, Liebes?«, wisperte er und sein Atem kitzelte mir im Nacken. Seine Lippen wanderten über mein Ohrläppchen den Hals hinunter und fanden zielsicher den Punkt, bei dem sich meine Knie in Butter verwandelten.

Meine Lider flatterten und ich kämpfte gegen das Stöhnen an, das mir in der Kehle steckte. Seine Nähe jagte Blitze durch meinen Körper. Es war so einfach, so verlockend. Ich könnte in Julians starke Arme sinken und eine letzte schöne Nacht mit ihm verbringen. Wenn ich morgen mit ihm Schluss machte, war das ja noch früh genug, oder?

*Das ist fies und das weißt du ganz genau,* meckerte eine Stimme, bei der ich unweigerlich Lucy vor Augen hatte.

Ich rang mit meiner Selbstbeherrschung, wand mich aus Julians Umarmung und hielt ihn entschieden mit der ausgestreckten Rechten auf Abstand. Außer Atem von den flüchtigen Berührungen, die unser Blut zum Kochen brachten, keuchten wir beide.

»Das geht so nicht weiter«, fand ich als Erste meine Stimme wieder.

»Wie meinst du das?« Julian zitterte. In seiner Frage schwang die leise Ahnung mit, worauf ich hinauswollte.

Ich holte tief Luft, doch bevor ich irgendetwas sagen konnte, fuhr er schon fort: »Ich habe es vermasselt, nicht wahr? Ich war zu aufdringlich. Und du magst eigentlich gar keine Kerzen. Das ist dir viel zu kitschig. Und ich hätte besser Schokobananen als Schokotrauben einpacken sollen. Und das andere T-Shirt anziehen sollen, das blaue, das du so magst. Ich war hin und hergerissen, weil du mir das Hemd hier doch zum Geburtstag geschenkt hast. Ich dachte ...«

»Julian, stopp!«

Sein Mund schnappte zu, als hätte ich ihm einen Befehl erteilt. Ich schauderte. Manchmal war sein Verhalten wirklich gruselig.

»Es geht nicht um die Kerzen oder die Trauben oder dein T-Shirt. Es ist einfach nur ... ach ...«

Ich krallte die Finger in mein Haar und blinzelte verzweifelt in den Nachthimmel. Wie trennte man sich von jemandem, der einem unglaublich wichtig war, dem man aber selbst nicht guttat?

»Ich ... ich fasse es einfach nicht, dass du den Schlüssel geklaut hast und mit mir hier eingebrochen bist!«, platzte es schließlich aus mir heraus und ich lockerte den festen Griff in meinen Haaren.

Im flackernden Licht der Kerzen erkannte ich, wie Julian seine Stirn runzelte. »Ich habe das für dich getan. Ich dachte, du wolltest es.«

»Ja, aber es geht doch nicht immer nur darum, was ich will. Es geht auch darum, was du willst. Verdammt noch mal, Julian, in einer Beziehung müssen beide Partner glücklich sein. Du musst doch eine eigene Meinung haben. Ich habe das Gefühl, ich kenne dich gar nicht mehr. Ich weiß nicht, was du willst. Was genau möchtest du?«

Julian räusperte sich. »I-ich will ...«, stotterte er und leckte sich unsicher über die Lippen.

Zum ersten Mal in den vergangenen drei Monaten glomm Hoffnung in mir auf.

»... i-ins Wasser«, brachte Julian schließlich hervor.

Ich hob beide Brauen. Wie bitte? Das war jetzt nicht sein verfuckter Ernst! Er mühte sich so ab, um mir das zu sagen? Er wollte ins Wasser? Schwimmen? Kalte Wut loderte in mir auf. Ich liebte das Wasser. Ich liebte es zu schwimmen. Wahrscheinlich wusste er das. Wahrscheinlich hatte er das nur gesagt, weil er wusste, dass es mir gefallen würde. Aber ich konnte ihm diesen Wunsch jetzt schlecht abschlagen. Nicht, nachdem ich mich einmal dazu durchgerungen hatte, ihn danach zu fragen und er mir sogar eine Antwort gegeben hatte.

»Bitte!«, giftete ich ihn an. Ruckartig entknotete ich die Ärmel meiner

Jeansjacke und pfefferte sie auf die Decke, knapp neben die Kerzen. Ich zog mir die Bluse über den Kopf, öffnete die Knöpfe meiner Jeanshose und strampelte sie mir von den Beinen. Die sommerliche Nachtluft streichelte meine Haut.

Julian war noch damit beschäftigt, sein Hemd aufzuknöpfen, da sprang ich bereits in Unterwäsche über die spitzen Kieselsteine auf das dunkle Wasser zu. Die Wellen umspülten meine Zehen und jagten mir einen kalten Schauer über den Rücken. Ich fröstelte und ballte die Hände zu Fäusten. Aber ich blieb nicht stehen. Schritt für Schritt bezwang ich den kalten See, bis mir das Wasser an die Hüften reichte.

Kopfüber tauchte ich unter. Die Kälte lähmte mich für eine winzige Sekunde, dann begann ich mit kräftigen Zügen zu schwimmen und genoss, wie das Wasser meine Haut umschmeichelte.

Als ich mit der bloßen Hand den Boden nicht mehr berühren konnte, stieß ich den Kopf wieder durch die Wasseroberfläche und drehte mich Richtung Ufer. Julian kämpfte offensichtlich damit, mir ins Wasser zu folgen. Es bestätigte meinen Verdacht und entfachte meinen Zorn von Neuem.

»Von wegen, du willst ins Wasser!«, rief ich ihm verärgert zu. »Das war doch nur eine dumme Lüge!«

»Nein, wirklich nicht. Ich möchte mit dir schwimmen. Ich möchte, dass du glücklich bist.«

»Ach, spar es dir!«, fauchte ich und schwamm zurück zum Ufer.

»Irina, Liebling, bitte warte!«

Er watete auf mich zu. Plötzlich war das kalte Wasser wohl doch nicht mehr so schlimm. Nach wenigen Schritten schwamm er eilig in meine Richtung. Ich versuchte, ihm auszuweichen, aber er versperrte mir den Weg und hielt mich an den Schultern zurück. Ich schlug Wasser in seine Richtung und es platschte ihm mitten ins Gesicht. Er kniff die Augen zusammen, prustete, aber ließ mich nicht los.

»Bitte«, hustete er, »bitte, gib mir noch eine Chance.«

»Ich habe dir tausend Chancen gegeben!« Wütend kämpfte ich gegen seinen Griff an. »Es kann doch nicht so verflucht schwer sein, mir nicht immer nur das zu sagen, was ich gerne hören möchte. Ich will wissen, was du denkst und was du willst!«

»Sing für mich!«

Seine Forderung erwischte mich unvorbereitet. Fassungslos hörte ich auf, mich gegen ihn zu wehren. Singen? Ich sang ab und an gerne beim Haarekämmen und

ich hielt mich für eine passable Sängerin, wie vermutlich die Hälfte der Mädchen aus meiner Klasse. Aber es kostete mich jedes Mal Überwindung, vor Publikum zu singen.

Doch womöglich war das endlich etwas, das sich Julian wirklich selbst wünschte und das er nicht nur sagte, weil er glaubte, mich damit glücklich zu machen. Womöglich. Und ich hatte eine Idee, wie ich das herausfinden konnte.

»Ich weiß nicht ...«, sagte ich gespielt unsicher. Wenn er es wirklich wollte, sollte er diesmal dafür kämpfen. »Ich kann doch gar nicht singen.«

Er lachte leise und es klang warm, viel wärmer als das kalte Wasser, das um unsere Körper tanzte. »Das stimmt nicht. Du hast eine so wunderschöne Stimme, wenn du sprichst. Du singst bestimmt bezaubernd.«

Ich schnaubte verächtlich, während ich mich weiter mit den Beinen strampelnd über Wasser hielt. Als ob Sprechstimme und Singstimme zusammenhängen würden! »Wirklich, ich glaube nicht, dass das eine gute Idee ist.«

»Du hast recht.«

Die Enttäuschung explodierte wie ein Eisklotz in meinem Bauch. Ich wollte widersprechen, doch Julian packte mich am Oberarm und schwamm rückwärts, zog mich mit sich, bis wir wieder festen Boden unter den Füßen hatten.

»Du solltest stehen. Schwimmend kann niemand singen«, erklärte er zu meiner Überraschung.

Ich schnappte nach Luft. Das Wasser reichte mir an die Brust und je nach Wellengang endete es knapp unter meinem BH. Ich hatte keinen festen Halt, aber das Wasser warf mich auch nicht um, fast, als wollte es Julian bei seinem Vorhaben unterstützen. Was für ein absurder Gedanke!

»Ich weiß wirklich nicht ... Können wir nicht einfach an Land gehen?« Irgendetwas war unheimlich. Ich konnte es nicht greifen. Was störte mich an dieser Situation?

»Bitte«, flehte Julian, »sing für mich!« Er schob die Unterlippe vor, schmollend wie ein kleines Kind.

Ich seufzte ergeben. »Aber halt etwas Abstand, ja?«

Julian glitt ein Stück nach links. Ich spürte seinen Blick auf mir, abwartend, angespannt, gierig. Kurz schüttelte ich den Kopf und schob das ungewohnte Gefühl beiseite. Dann schloss ich die Augen und versetzte mich in Gedanken an den Schminktisch, der in meinem Zimmer zu Hause stand, der einzige Ort, an dem ich regelmäßig sang.

In meiner Vorstellung saß ich auf dem Schemel und fuhr mit der Bürste durch

meine langen Haare. Auf dem Tisch lag ein kleines Chaos aus Schminkutensilien, Haargummis, Klammern und Schmuckstücken.

Ich summte, stimmte den ersten Ton an, ohne überhaupt entschieden zu haben, welches Lied ich singen wollte. Das Wasser erzitterte. Energie durchflutete mich, eine berauschende Kraft, die all meine Zweifel, all meine Ängste und Sorgen fortspülte. Plötzlich war es völlig egal, was ich sang. Ich musste es einfach nur tun.

Die Töne kamen ganz von allein hervor, perlten in die Nacht und über den See, hell, klar, strahlend wie Edelsteine. Sie erinnerten mich an den Larimar, den meine Mutter stets um den Hals trug, ihr wertvollster Besitz, den sie nie aus den Augen ließ. Wie die weiße Maserung des Steines über den hellblauen Grund floss, so streichelten meine Töne über den See.

Ich erkannte ein Lied aus meiner Epic-Music-Playlist. Es war ohne Worte, doch die Sängerin drang auch so bis in mein Herz. Nun floss das Lied über und mit ihm so viele Gefühle. Trauer, Verzweiflung und Unverständnis, aber auch Hoffnung, Mut und Stärke. Der Wunsch, höher zu fliegen, über sich selbst hinauszuwachsen, nach der Sonne zu greifen.

Unweigerlich musste ich an eine griechische Sage denken, über einen Jungen, der von seinem Vater Flügel geschenkt bekam. Aber er war zu übermütig, flog zu weit empor und die Sonne schmolz das Wachs, das seine Flügel zusammenhielt. Er stürzte ins Meer und ertrank.

Ich sang die letzte Sequenz des Liedes und hörte die Geigen und das Schlagzeug in meinem Kopf widerhallen. Sie lieferten sich einen stetig steigenden Wettbewerb, bis meine Stimme unter ihren Tönen versank.

Etwas in mir drängte mich, sofort das nächste Lied anzustimmen. Weiter zu singen, immer weiter.

Mühsam hielt ich mich zurück und öffnete stattdessen die Augen.

Mein Herz setzte aus und schlug gleich darauf in der doppelten Geschwindigkeit weiter. Wo war Julian? Ich presste die Lippen aufeinander, kämpfte gegen den Drang zu singen an und drehte mich dabei einmal im Kreis.

Der See umgab mich wie ein schwarzes Loch. Wolken hatten sich vor den Sternenhimmel geschoben und raubten mir jegliches Licht. Am Ufer erkannte ich die Umrise des Picknickkorbes. Die Kerzen flackerten leicht vor sich hin. Von Julian keine Spur.

Ich traute mich kaum, den Mund zu öffnen. »Julian?«, würgte ich mehr gesungen als gesprochen hervor. »Wo bist du? Das ist nicht witzig!«

Ich hüpfte durch die Wellen in die Richtung, in die sich Julian meiner

Erinnerung nach zurückgezogen hatte. Meine Hände streiften unter Wasser umher, nach rechts und nach links. Plötzlich stießen meine Fingerspitzen gegen etwas Hartes. Instinktiv zuckte ich zurück. Ein Fisch?

Mein Magen rebellierte. Zögerlich streckte ich die Hand erneut aus und ertastete den Widerstand. Nein, kein Fisch. Zu groß für einen Fisch. War das ein Hals? Haare?

Julian! Kaltes Entsetzen packte mich. Er rührte sich kaum, schaukelte nur leicht im Takt der Wellen. Leblos. Komplette unter Wasser. Wie lange trieb er schon so?

Ich holte tief Luft, ging in die Hocke, tauchte unter und packte Julian unter den Achseln. Ich hievte ihn empor, seinen Kopf über Wasser.

*Scheiße, tu mir das nicht an!* Ich rutschte immer wieder auf dem schlammigen Boden aus, während ich Julian hinter mir herzerzte. Je näher wir dem Ufer kamen, desto schwieriger wurde es. Doch ich schaffte es, seinen schlaffen Körper an Land zu ziehen.

Von der kaum merkbaren Brandung umspült sank ich neben ihm auf die Knie. Seine Lider waren geschlossen. Atmete er noch? Mit Zeigefinger und Mittelfinger fuhr ich seinen Hals entlang. Ich suchte den Puls. Wo verdammt war sein Puls?

»Julian? Julian, verdammt. Sag doch was!«

Er antwortete nicht.

Ich gab die Suche auf. Keine Zeit! Ich zählte die Rippen. Dann stemmte ich beide Hände auf seine Brust und begann zu drücken. Eins, zwei, drei ...

Ich musste den Rettungswagen verständigen, aber mein Handy lag in meiner Jackentasche – zu weit entfernt. Erst musste Julian wieder atmen, er musste atmen! Warum hatte er das getan? War er lebensmüde? War er deshalb mit mir zum See gekommen? Wollte er sich selbst umbringen, während ich sang und alles um mich herum vergaß?

... achtundzwanzig, neunundzwanzig, dreißig.

Ich ließ von seiner Brust ab und hielt ihm die Nase zu. So oft hatten sich unsere Lippen in den letzten Monaten berührt, sanfte Küsse, stürmische Küsse, leidenschaftliche Küsse. Keiner dieser Küsse war so lebensnotwendig gewesen wie dieser.

Ich blies Luft in seine Lungen und versuchte aus den Augenwinkeln zu erkennen, ob sich sein Brustkorb bewegte. Ja, er hob sich! Ich holte Luft und blies sie ihm ein weiteres Mal in den Mund. Dann wiederholte ich die Herzdruckmassage.

Es war absurd! Wer konnte dem Drang widerstehen, nach Luft zu schnappen, wenn er unter Wasser war? Und er hatte ganz sicher keine Steine in seinen Boxershorts versteckt.

»Komm schon! Wach auf! Tu mir das nicht an!« Er konnte doch jetzt nicht tot sein.

Erneut beugte ich mich über ihn, verschloss seine Nase und blies ihm meinen Atem in die Lungen. Einmal, zweimal.

Ein Ruck ging durch seinen Körper. Julian riss die Augen auf und schnappte panisch nach Luft. In der nächsten Sekunde hustete er, krümmte sich und spuckte einen Schwall Wasser auf die Steine. Er würgte, keuchte und spuckte erneut Wasser.

Ich sprang auf. Schlitternd und rutschend kämpfte ich mich über die Steine. Dann kitzelte Gras an meinen Füßen. Ich ließ mich auf die Decke fallen und packte meine Jeansjacke. Meine Finger zitterten so sehr, dass ich Mühe hatte, den Knopf meiner Jackentasche zu öffnen.

Ich zog das Handy hervor und drehte mich in Julians Richtung. Einen fürchterlichen Moment lang glaubte ich, er würde sich erneut in den See stürzen. Aber er lag noch immer gekrümmt und schwer atmend am Ufer. Ich tippte die 112.

»Guten Abend ...«

»Ich brauche einen Krankenwagen«, unterbrach ich die freundliche Stimme am anderen Ende der Leitung, »schnell! Einen Krankenwagen zum Schlossee Salem!«

# DER GESCHMACK VON VERRAT

*Bitte Ethan, sing für mich.*

So schöne, säuselnde Worte. Durfte er es wagen? Da waren Erinnerungen. Erinnerungen an Furcht und Leid. Er wand sich.

*Bitte, sing. Für mich.*

Wärme, die ihn berührte, einhüllte, besänftigte. Ihre Wärme. Sie besiegte seine Angst. Er wollte ihr vertrauen, wollte für sie singen.

Die Melodie erfüllte ihn, vermischte sich mit der Wärme und begann ihn zu tragen.

»Wunderschön.«

Blaue Kälte, ein Stich. Das Lied zersplitterte in Schmerz. Blaue Finsternis, die ihn zerriss. Verrat! Sie hatte ihn verraten!

Er schrie, warf sich nach vorne. Die Finsternis tat sich vor ihm auf und er fiel ...

Die Hände in den Saum seines Schlafsacks gekrallt stürzte Ethan aus der Koje und prallte mit Schulter und Hüfte auf den Linoleumboden. Sein eigener Schrei dröhnte ihm noch immer in den Ohren, hektisch rang er nach Atem. Die Luft brannte wie Feuer in seiner Lunge. Raus, er musste hier raus! Mit schweißnassen Fingern zerrte Ethan am Reißverschluss des Schlafsacks und kämpfte gegen den Würgereiz an. Endlich waren seine Beine frei. Auf allen vieren kroch er zur Tür der Kammer. Mit Mühe stemmte er sie auf und stolperte die dahinter liegende Treppe nach oben. Am Ende der Stufen blies ihm der Wind so heftig ins Gesicht, dass er beinahe rückwärts umfiel. Er suchte Halt an der regennassen Außenwand aus Stahl, bis er sich gefangen hatte, dann taumelte er weiter.

Rostige Bodenplatten knirschten unter seinen nackten Füßen, als er zum nächsten Geländer wankte und sich weit darüber lehnte. Noch immer fühlte sich seine Kehle an, als wäre sie ihm mit glühenden Klauen herausgerissen worden und der Schmerz ließ Schlieren vor seinen Augen tanzen. Er musste würgen und dieses Mal hatte er dem Drang nichts entgegenzusetzen. Er erbrach sein Abendessen aus geräuchertem Möwenfleisch in die schäumenden Wellen unter ihm. Regen und spritzende Gischt mischten sich mit dem Schweiß auf seiner

Stirn.

»Diafol Mawr!« Er keuchte und seine Knie zitterten unkontrolliert. Kraftlos sank er auf den kalten Metallboden. Durch das ausgeleierte und verblichene T-Shirt bahnten sich Nässe und Wind ihren Weg, doch sein erhitzter Körper kühlte nicht ab.

Ethan zwang sich, langsam und tief zu atmen, um sein hämmerndes Herz zu beruhigen. Es half nicht. Mit jedem Pulsschlag spürte er sie deutlicher, diese Leere, die Celines Verrat in ihm hinterlassen hatte. Sie hatte ihm alles genommen – sein Leben, sein Wesen – und hatte ihn auf dieser gottverlassenen, verdammten Bohrrinsel zurückgelassen.

Die Erinnerung an jene Nacht war auch nach all der Zeit unvermindert lebendig. Er kniff die Lider zusammen, trotzdem begann der Film aufs Neue vor ihm abzulaufen.

»Bitte Ethan, sing für mich.«

»Bist du sicher?« So viele Jahre waren vergangen, in denen er es nicht mehr gewagt hatte, für jemanden zu singen. Diese Gabe endlich wieder teilen zu können, mit der Frau, die er liebte, war wie ein süßer Rausch gewesen. Warum hatte er sich davon benebeln lassen?

Wieder spürte er das Prickeln in seinem Bauch, als Celine ihm aufmunternd zunickte. Ihr erwartungsvoller Blick hatte auch die letzten Zweifel zerstreut.

Die ersten Töne, ganz leise nur, ließen die Luft vibrieren, als die Macht seiner Stimme den kleinen Raum erfüllte. Ihre schlanke Hand bebte in seiner. Sie hielt ihn fester und machte ihm Mut.

Bei Verdis Maskenball hatte er sie kennengelernt und die Arie Riccardos wurde ihm nun zum Verhängnis. »Ma la mia stella è questa, che il ciel non ha! Quest'è mia stella! – Aber mein Stern ist dieser, den es nicht im Himmel gibt. Dies ist mein Stern.«

»Wunderschön.« Der verzauberte Klang ihrer Stimme war täuschend süß. Er ahnte nichts, als ihre Hand seine Brust berührte.

Die Kälte überkam ihn wie eine Woge, raubte ihm den Atem und verzerrte seinen Gesang zu einem schrillen Krächzen. Schmerz durchbohrte ihn wie ein glühender Speer. Rot-schwarze Flecken tanzten vor seinen Augen. Luft! Er musste atmen!

Seine Kehle brannte wie von flüssigem Feuer. Er packte Celine am Arm, doch sie

entwand sich ihm mühelos. Wie ein Hund kroch er ihr nach.

»Warum? Warum tust du mir das an?« Die Antwort kannte er bis heute nicht.

Am Rande der Ohnmacht stach das Türkisblau des Steins in seine Augen. Der Stein, mit dem sie ihm seine Macht geraubt hatte – seine Seele. Kaum eine Armlänge vor ihm lag er auf dem Linoleum. Sein kühles Schimmern verhöhnte ihn. Er musste ihn erreichen! Musste!

Schnaubend schüttelte Ethan die durchnässten Haare. Das Bild des türkisblauen Larimars mit seiner weißen Maserung hatte sich unauslöschlich in sein Gedächtnis gebrannt. Er hatte ihn nicht erreicht. Natürlich nicht. Celine war mit dem Stein geflohen.

Er lehnte die Stirn an das Stahlgeländer und blickte hinunter zu den tosenden Wellen. Kaum mehr als ein Schritt und er wäre das alles los. Jetzt, da er nicht mehr war als ein alternder, gebrochener Mann, würde die Nordsee ihn in ihre kalten Arme schließen und hinab ziehen.

Ihre Tiefen ließen zuverlässig alles Leid enden.

Doch dann käme Celine davon und das konnte und wollte er nicht zulassen.





## ÄNGSTE UND GEHEIMNISSE

**M**eine nassen Haare klebten mir im Nacken. Der Sanitäter hatte mir ein Handtuch angeboten, doch ich hatte abgelehnt. Nachdem der Krankenwagen mit Julian abgefahren war, hatte mich eine Polizistin auf die Station nach Salem mitgenommen. Sie steckte mich nicht in eine Zelle, fragte nur freundlich, wen sie benachrichtigen sollte. Ich gab ihr die Handynummer meiner Mutter. Meinen Vater wollte ich momentan lieber nicht sprechen und auch nicht die Direktorin des Internats. Ob die Sanitäter schon Julians Eltern benachrichtigt hatten?

Ich beugte mich vor und stützte die Arme auf meinen Oberschenkeln ab. Gedankenverloren starrte ich auf den Boden. Mir war schrecklich übel und kalt. Das Adrenalin wich allmählich dem Schock. Immer und immer wieder rotierten die wenigen Minuten vor meinem inneren Auge.

Am Rande nahm ich wahr, wie mir die Polizistin eine Decke um die Schultern legte und eine heiße Tasse Tee in die Hand drückte. Sie sprach eine Weile auf mich ein, sagte irgendetwas davon, dass meine Mutter in einer knappen Stunde da sein würde. Ich reagierte nicht und hörte ihr auch nicht wirklich zu. Aber es tat gut, ihre Stimme zu hören. Meiner eigenen traute ich nicht. Konnte sie überhaupt noch etwas sagen, ohne zu singen?

Irgendwann gab die Polizistin auf und setzte sich an ihren Schreibtisch. Die Tastatur klapperte. Die Uhr an der Wand tickte. Der kleine Kühlschrank unter der Zeile mit der Kaffeemaschine brummte. Ein monotones Hintergrundgeräusch, das ich mehr und mehr unter meinen Gedanken begrub.

Ich begriff noch immer nicht, was gerade passiert war. Warum war Julian beinahe ertrunken? Es wirkte fast so, als hätte ich ihm mit meinem Gesang einen Herzenswunsch erfüllt, nach dem ihm das Leben nicht mehr lebenswert erschien. War ich schuld? Sicher! Immerhin hatte ich ihn zu diesem Ausflug überredet. Aber welche Rolle hatte mein Gesang dabei gespielt? Ich ballte die Hände zu Fäusten, so fest, dass meine Fingernägel in die Handballen schnitten. Gar keine!

Zu singen war seltsam gewesen. Dieser Drang, der mich danach überfallen hatte, gruselte mich noch immer, aber wie sollte das mit Julians Unfall

zusammenhängen?

Ich atmete tief durch. Wahrscheinlich hatte Julian einfach einen Kälteschock erlitten. Genau, das Wasser war zu kalt gewesen und deshalb war er ohnmächtig geworden. Das war viel logischer als der dumme Gedanke, mein Gesang könnte irgendetwas damit zu tun haben.

*Aber warum habe ich mich beim Singen so komisch gefühlt?*

Der leise Zweifel focht darum, die Oberhand zurückzugewinnen. Kälteschock? Gab es so etwas überhaupt? Und wie wahrscheinlich war das in einer lauen Sommernacht? So schrecklich kalt war der See nun auch nicht gewe...

»Irina!« Der panische Ruf riss mich aus dem gedanklichen Netz, in dem ich mich zu verstricken drohte.

Meine Mutter stürzte neben mir auf die Knie. Hastig packte sie die Decke und rieb über meine nassen Oberarme. Meine Bluse klebte mir an der feuchten Haut und offenbarte mehr von meinem Spitzen-BH, als meiner Mutter lieb sein konnte. Sie warf jedoch nicht einen einzigen Blick darauf. Stattdessen erforschte sie mein Gesicht, um hinter die Fassade zu blicken.

Ich schniefte und wischte mir eilig mit dem Handrücken über die verräterisch brennenden Augen. Meine Mutter lächelte mir beruhigend zu und fischte eine Haarsträhne aus meinem Gesicht. Kurz drückte sie ihre Stirn gegen meine. Dann richtete sie sich auf und drehte sich zu der Polizistin um, die mittlerweile wieder hinter ihrem Schreibtisch hervorgetreten war.

»Celine Nowikowa«, stellte sich meine Mutter vor. Der Anruf musste sie aus dem Bett geklingelt haben. Sie trug zwar eine ordentliche Strumpfhose und einen adretten Rock samt passender Bluse, aber sie hatte sich keine Schminke aufgetragen und ihre Haare schrien nach Bettfrisur. Wahrscheinlich hatte sie sich einfach das Business-Kostüm geschnappt, das Anna ihr für den nächsten Tag bereitgelegt hatte.

»Anja Krüger. Wir hatten telefoniert.« Die Polizistin reichte meiner Mutter die Hand.

»Danke, dass Sie mich gleich informiert haben. Ich habe meiner Tochter und mir ein Zimmer in Salem gebucht. Sie haben doch nichts dagegen, wenn ich sie gleich mitnehme? Der Besitzer der Pension war so freundlich, mitten in der Nacht für mich aufzustehen. Ich möchte ihn ungern warten lassen.«

Die Polizistin musterte mich zögernd. Zum ersten Mal, seit ich auf der Station war, nahm ich sie wirklich wahr. Sie war noch recht jung, vielleicht Mitte zwanzig. Zumindest schätzte ich das anhand ihrer Gesichtszüge, obwohl der

strenge Dutt sie sicherlich älter machen sollte.

Die Polizistin verknotete ihre Finger ineinander. »Wissen Sie, Frau Nowikowa, Ihre Tochter war sehr schweigsam in der letzten Stunde und ich müsste eigentlich noch ihre Aussage zu Protokoll nehmen.«

»Das hat Zeit bis morgen. Meine Tochter braucht dringend ein paar Stunden Schlaf. Ich bringe sie morgen Vormittag wieder vorbei.«

»Frau Nowikowa, bei allem Respekt ...«

»Rufen Sie meinen Mann an!« Meine Mutter klemmte sich ungeduldig die blond gefärbten Wellen hinter die Ohren. »Er meinte, er regelt das.«

Ich kniff die Lippen zu einem dünnen Strich zusammen. War ja klar! Ich hasste es, wenn sie meinen Vater ins Spiel brachte. Der reiche Nowikow, seines Zeichens Schmuckhändler, und mit was für begehrten Exemplaren. Ich hatte meine Mutter nicht anrufen lassen, nur damit sie nun doch meinen Vater alles geraderücken ließ.

»Es ist schon in Ordnung.« Ich stand auf, streifte die Decke von meinen Schultern und trat neben meine Mutter. Sie hob ihre linke, perfekt gezupfte Braue. Aufmunternd lächelte ich zurück. »Danke, dass du da bist. Aber ich schaffe das schon. Ich kann darüber reden, was passiert ist.«

»Sehr gut!« Die Polizistin klatschte erfreut in die Hände und marschierte wieder zu ihrem Schreibtisch. Sie setzte sich und zog den Stuhl näher an den Arbeitsplatz. Die Maus klickte. »Setzen Sie sich doch schon einmal! Ich muss nur eben das Dokument wieder öffnen.«

Meine Mutter schnaufte verärgert, gab sich jedoch einen Ruck und setzte sich auf einen der beiden unbequemen Stühle gegenüber der Polizistin. Ich folgte ihr langsamer.

Unruhig sah ich mich um. Ich saß seit über einer Stunde in der kleinen Polizeistation, aber ich bemerkte erst jetzt, dass der Raum dreigeteilt war. Direkt neben der Eingangstür befanden sich rechts die kleine Küchenzeile und links einige Aktenschränke. Es folgte eine lange Holzbank, auf der ein dunkler Fleck und die blaue Decke verriet, wo ich bis eben gesessen hatte. Erst dann kamen die zehn Arbeitstische, die paarweise in fünf Reihen aufgestellt waren.

Die Polizistin hatte gleich den ersten rechts. Eine Topfpflanze sollte dem Arbeitsplatz eine persönliche Note geben und ich schnappte den Duft eines Raumsprays auf. Vielleicht Lavendel? Auf der Wartebank hatte ich nur Schweiß und stickige Luft gerochen.

Aus den Augenwinkeln nahm ich eine Bewegung wahr. Ich spähte zu meiner

Mutter. Sie drückte einen Knopf auf ihrem Handy und ließ es dann in ihrer Handtasche verschwinden. Anschließend richtete sie sich auf, das rechte Bein über das linke geschlagen.

»So, entschuldigen Sie, unsere Rechner sind leider etwas langsam.« Frau Krüger nahm eine Karte in die Hand und reichte sie mir. »Ich habe Ihre Personalien bereits von Ihrem Ausweis übernommen. Gehen wir Sie trotzdem noch mal gemeinsam durch.«

Ich nahm meinen Personalausweis entgegen. Wann hatte sie ihn mir abgenommen? Hatte ich ihn ihr freiwillig gegeben? Himmel, war ich neben der Spur.

»Ihr Name ist Irina Nowikowa, geboren in Jekaterinburg, Russland, am fünfzehnten Mai ...« Das Telefon klingelte und unterbrach ihren Vortrag. Sie blinzelte überrascht, nahm dann jedoch eilig ab: »Anja Krüger am Apparat, was kann ich für Sie tun?«

Die Stimme am anderen Ende der Leitung säuselte irgendetwas, das den Gesichtsausdruck der Polizistin schlagartig änderte. Mit einem Mal wirkte sie nicht mehr hoch konzentriert und motiviert, sondern nahezu verklärt. Die steile Denkfalte zwischen ihren Brauen verschwand. Ihre Stirn glättete sich. Die funkelnden blauen Augen wurden trüb. Und ein sanftes Rot schimmerte auf ihren Wangen.

Meine Mutter verschränkte die Arme vor der Brust und legte den Kopf schräg. Sie beobachtete genau, wie die junge Polizistin ab und an ein »Ja, natürlich« oder »Nein, ganz sicher, das will hier doch keiner« murmelte. Abgesehen von den vereinzelt Zustimmungen dominierte jedoch die Person am anderen Ende der Leitung das Gespräch. Ich hatte einen leisen Verdacht, mit wem sie da telefonierte.

Die Polizistin klemmte den Hörer zwischen Ohr und Schulter ein, tippte erneut etwas in ihren Computer und betätigte gleichzeitig die Maus. »Schon erledigt, Herr Nowikow, ich kümmere mich auch um den Rest.«

Es überraschte mich nicht, den Namen meines Vaters zu hören. Am liebsten hätte ich aufgeschrien, der Polizistin den Telefonhörer aus der Hand gerissen und ihm ins Ohr gebrüllt, er solle sich gefälligst aus meinen Angelegenheiten raushalten. Ich war siebzehn verdammt. Nächstes Jahr wurde ich volljährig. Ich brauchte seinen Schutz nicht.

Doch bevor ich reagieren konnte, legte die Polizistin bereits auf. Sie blinzelte, fing sich und stand auf. Meine Mutter folgte ihrem Beispiel und zog mich am

Oberarm auf die Füße. Ich riss mich von ihr los und warf ihr einen zornigen Blick zu.

Sie seufzte ergeben. »Er wollte es so«, flüsterte sie mir zu. Eine lahme Entschuldigung. Sie hätte ihn nicht benachrichtigen müssen.

»Ihre Aussage wird nicht länger benötigt, Frau Nowikowa. Sie können gehen.« Sie reichte mir die Hand, aber ich dachte nicht daran, sie zu ergreifen.

»Ich würde Ihnen gerne erzählen, was passiert ist.«

Das Lächeln wich von ihren Lippen. Sie öffnete den Mund, doch noch ehe sie etwas sagen konnte, schob sich meine Mutter an mir vorbei und ergriff an meiner Stelle die dargebotene Hand.

»Vielen Dank, Frau Krüger. Sie werden es nicht bereuen.« Sie legte einen Arm um meine Schultern und schob mich in Richtung Ausgang.

Ich stemmte die Füße in den Boden. »Lass mich los!«

»Mach jetzt bitte keinen Aufstand, Irina! Wir reden gleich in Ruhe darüber, in Ordnung?«

Mir kratzte ein patziges »Nein« in der Kehle, aber etwas im Tonfall meiner Mutter brachte mich dazu, es hinunter zu schlucken. Widerwillig ließ ich zu, dass sie mich aus der Polizeistation führte und zu dem silbernen Coupé bugsierte, der am Straßenrand parkte. Die Lichter blinkten, als meine Mutter ihn mit dem Fernschlüssel entriegelte.

Sie öffnete mir die Tür zum Beifahrersitz und ich schwang mich in den Wagen. Die Tür knallte hinter mir zu. Für einen Moment hatte ich das Gefühl, zu ersticken. Ich kämpfte gegen den Wunsch an, die Tür wieder aufzureißen und ins Freie zu stürzen. Ich brauchte frische Luft!

Doch da hatte meine Mutter den Wagen schon umrundet und nahm selbst hinter dem Lenkrad Platz. Sie legte den Schlüssel in die Konsole unter dem Radio und drückte den Knopf mit dem Schlosssymbol. Es klickte. Der Wagen war wieder verriegelt. Ich krallte die Finger in meine Jeans und starrte sie entgeistert an. Hatte sie mich gerade allen Ernstes eingesperrt?

»Was soll das?« Ich schielte zu dem leuchtenden Schlosssymbol.

»Tut mir leid, Macht der Gewohnheit. Ich sperre nachts immer sofort ab. Soll ich wieder aufmachen?«

Ich kannte meine Mutter gut genug, um zu wissen, dass sie die Wahrheit sagte. Deshalb schüttelte ich den Kopf. Solange sie mich nicht einsperrte, konnte sie den Wagen ruhig abschließen.

Ich deutete mit dem Kopf in Richtung Polizeistation. »Warum wolltet ihr

nicht, dass ich eine Aussage zu Protokoll gebe?«

»Damit du nachher einen Eintrag in deiner Polizeiakte hast? Das muss nicht sein, oder Irina?« Meine Mutter drückte auf einen Knopf neben dem Lenkrad und startete damit den Wagen. Er stotterte kurz, schnurrte dann aber wie ein Kätzchen.

Während meine Mutter den Hebel von »P« auf »D« stellte, murrte ich: »Nein, nicht wenn man Nowikowa heißt und das richtige Vitamin B hat, um alles und jeden zu seinen Gunsten zu beeinflussen.«

Meine Mutter schwieg, was meinen Verdacht nur bestätigte. Manchmal hasste ich meinen Vater. Verärgert schnaubte ich. »Und das war's? Das ist die große Erklärung dahinter?«

»Ich möchte nur, dass du erst mal mir erzählst, was passiert ist. Du bist aufgewühlt, Irina, das kann ich gut verstehen. In solchen Polizeiakten, weißt du, da kann ein falsches Wort zu ganz falschen Schlussfolgerungen führen. Von mir aus nimm den Einbruch ins Seebad auf dich. Aber für mehr bist du sicher nicht verantwortlich und für mehr solltest du auch nicht angezeigt werden.«

Mehr? Ich runzelte die Stirn. Mein Herz klopfte unangenehm schnell. Dachte sie tatsächlich an das Gleiche wie ich? Dachte sie, ich hätte etwas damit zu tun, dass Julian beinahe ertrunken war?

»Wir sind da«, verkündete meine Mutter und lenkte den Wagen an den Straßenrand.

Vor der Pension stand bereits ein älterer Herr, der sich nun von der Hauswand abstieß und in unsere Richtung schlurfte.

»Komm!« Meine Mutter schnallte sich ab. »Du stellst dich jetzt erst mal unter die heiße Dusche und danach erzählst du mir, was wirklich im Seebad passiert ist.«

Die heiße Dusche tat wirklich gut. Sie lockerte meine verkrampften Glieder und mit den Schmerzen spülte sie auch einen Teil meiner Sorgen in den Abfluss. Was im Seebad passiert war, war ein tragischer Unfall, nichts weiter. Als ich in den Schlafanzug schlüpfte, den mir meine Mutter mitgebracht hatte, war ich mir dessen absolut sicher. Bestimmt würden die Ärzte etwas finden, das Julians plötzliche Ohnmacht erklärte.

Ich kam aus dem weiß gekachelten Bad und fand meine Mutter auf der linken Seite des Doppelbetts, der Seite, die zur Tür zeigte. Einen Herzschlag lang starrte

sie die Tür noch finster an. Dann drehte sie sich zu mir um. Sie trug noch immer ihr Kostüm. Unter ihren kastanienbraunen Augen lagen tiefe, dunkle Ringe.

Auffordernd klopfte sie auf die Bettseite neben sich. Kaum saß ich auf der weichen Matratze, da zog sie ihre Füße ebenfalls aufs Bett. Mit einer Hand nach hinten abgestützt und den Kopf leicht schräg gelegt, beobachtete sie mich.

»Was ist im Seebad passiert?«, forderte sie mich ruhig auf, die Geschichte zu erzählen.

Ich atmete tief durch. Allmählich machte sich die Müdigkeit bemerkbar. Das Adrenalin war endgültig weg und der Schock hielt mich nicht mehr so umklammert, wodurch die Erschöpfung lautstark anklopfen konnte. Ich schloss die Augen.

»Ich habe Julian überredet, den Schlüssel vom Seebad zu klauen. Er hat ein Picknick vorbereitet. Wir sind schwimmen gegangen. Ich habe nur für ein paar Minuten die Augen geschlossen und dann war er plötzlich verschwunden. Ich habe ihn nur gefunden, weil ich mich durchs Wasser getastet habe. Ich dachte ...« Ich schauderte. »Ich dachte, er sei tot. Ich dachte, ich hätte ihn umgebracht.«

Ich spürte, wie meine Mutter neben mir zusammenzuckte. Ich schlug die Augen wieder auf. Sie war ganz grau im Gesicht geworden und das lag sicher nicht nur an dem gedämpften Licht des Pensionszimmers.

Sie räusperte sich. »Du meinst, weil du ihn dazu überredet hast, mit dir in dieses Seebad einzubrechen?«

Ich schluckte trocken. »Ja, das auch.« Ich biss mir auf die Unterlippe. Es hätte mir nicht herausrutschen dürfen. Warum machte ich mich immer noch für den Unfall verantwortlich? Es war physikalisch absolut unmöglich, dass es etwas mit mir zu tun hatte!

»Irina!« Die Stimme meiner Mutter klang so streng wie damals, als ich ihre Lieblingsvase zerbrochen hatte. »Verschweig mir bitte nichts. Es ist wirklich wichtig für mich, alles über diesen Abend zu wissen.«

»Wieso?« Lauernd musterte ich sie. Wusste sie irgendetwas?

Sie erwiderte meinen Blick fest, schwieg jedoch. Was mochte in ihr vorgehen? Was erwartete sie von mir zu hören? Sicherlich nicht, dass ich mich schuldig fühlte, weil ich gesungen hatte. Wahrscheinlich dachte sie, ich hätte mit Julian rumgealbert und ihn im Eifer des Gefechts ... ja, was? Ihn zu lange unter Wasser gedrückt?

»Er hat mich gebeten, für ihn zu singen«, platzte es aus mir heraus.

Die Augen meiner Mutter weiteten sich eine winzige Spur. Sie hielt den Atem

an, gleichzeitig teilten sich ihre Lippen kaum merklich. War sie erschrocken oder nur überrascht?

»Ich habe die Augen geschlossen und ein Lied ohne Text gesungen. Das war ... Ich kann es gar nicht beschreiben. Es hat sich so richtig angefühlt und es war so unglaublich schwer, mit dem Singen aufzuhören. Als ich die Augen wieder aufgemacht habe, trieb Julian schon unter Wasser.«

Die Nasenflügel meiner Mutter flatterten. Sie zwang sich zu einem flüchtigen Lächeln, aber ich konnte sehen, dass es nicht echt war. Was ich erzählte, beunruhigte sie und das jagte mir Angst ein.

»Es hat doch nichts zu bedeuten, oder? Dass er fast ertrunken ist, während ich gesungen habe? Ich war einfach abgelenkt und habe es nicht mitbekommen.«

Meine Mutter schüttelte den Kopf und ihre blonden Wellen schlingerten ihre hohen Wangenknochen entlang. Sie atmete tief durch. »Mach dir keine Sorgen! Wahrscheinlich war es nur ein dummer Zufall.«

*Wahrscheinlich?*, wiederholte ich in Gedanken. *Nicht, sicherlich? Nicht, ganz bestimmt?* »Was weißt du? Du verschweigst mir doch was.«

»Ich weiß gar nichts, Schatz. Zumindest nichts, was damit zu tun hätte. Leg dich schlafen! Das war eine anstrengende Nacht. Du musst völlig ausgelaugt sein.«

Ich war müde, ohne Frage. Aber jetzt war ich auch neugierig. Und verängstigt. »Stimmt etwas nicht mit mir?«

Meine Mutter lachte leise. »Du bist frech und hörst viel zu selten auf deine Mutter. Ich würde behaupten, du bist ein ganz normaler Teenager.« Sie küsste mich auf die Stirn. Selbst ihre Lippen zitterten.

Ich schob sie zurück. »Was ist los mit dir?«

»Ich mache mir nur Sorgen um dich! Was auch immer mit diesem Jungen passiert ist, hätte dir genauso passieren können. Ich bin einfach nur verdammt froh, dass es dir gut geht.«

*Abgesehen vom Schock, den Schuldgefühlen und der Angst?*, lag mir auf den Lippen, doch sie stand bereits auf, holte ihren Schlafanzug aus dem kleinen Reisekoffer und verschwand damit im Bad.

Bevor sie die Tür hinter sich schloss, wandte sie sich auf der Schwelle zu mir um. »Darf ich dich um etwas bitten? Würdest du mir was versprechen?«

Ich zuckte mit den Schultern. Ihr Verhalten verwirrte mich. So kryptisch sprach sie doch sonst nicht und eigentlich hatten wir auch keine Geheimnisse voreinander. Zumindest hatte ich das bis gerade eben geglaubt.

»Geh morgen nicht zur Polizei. Warte ab, bis wir mit Sicherheit wissen, was mit dem Jungen passiert ist. Ich würde es mir nicht verzeihen, wenn dich seine Eltern später vor Gericht zerren würden.«

»Als ob Papas Anwälte mich da nicht spielend rausboxen würden«, murkte ich.

»Trotzdem! Warte wenigstens bis zum Ende der Woche. Ich muss nur eine Kleinigkeit herausfinden. Bitte, gib mir nur bis Freitag Zeit!«

Ich hob beide Brauen. »Hat das was mit meinem Gesang zu tun?« Meine Stimme zitterte.

Erneut lachte meine Mutter, ein Lachen, das ich nicht von ihr gewohnt war. »Ach, quatsch! Vergiss das! Das war ein dummer Zufall! Ich will nur etwas über den Unfall herausfinden, mehr nicht. Also versprichst du mir zu warten?«

Ich verschränkte die Arme vor der Brust. »Freitag um Punkt zwölf Uhr gehe ich zur Polizei und dann wirst du nicht noch mal versuchen, mich umzustimmen. Das musst du mir versprechen!«

»Hochheiliges Mutter-Tochter-Ehrenwort!«, schwor sie, die Rechte auf die Brust gelegt und die Linke wie in diesen amerikanischen Gerichtsshows erhoben. Dann zog sie sich ins Badezimmer zurück und schloss die Tür. Wenige Sekunden später rauschte Wasser ins Waschbecken.

Etwas zog in meiner Brust, nein, in meiner Kehle. Etwas, das sich wie Elektrizität durch meinen Körper schwang. Etwas, das mich überreden wollte, den Mund zu öffnen, Töne zu formen und zu singen.

Ich knirschte mit den Zähnen und kniff die Lippen zusammen. Als ob ich damit ein Ventil verschlossen hätte, begann mein Kopf zu pochen. Lieder rauschten durch meine Erinnerungen, helle Gesänge, warme Klänge. Was war nur los mit mir? Ich konnte doch jetzt nicht anfangen zu singen, das war völlig fehl am Platz!

Ich presste mir die Hände gegen die Schläfen im verzweifelten Versuch, die Töne aus meinem Kopf zu kriegen. Aber sie wollten einfach nicht verstummen. Panisch sah ich mich in dem kleinen Pensionszimmer um. Verlor ich jetzt vollkommen den Verstand? Woher kamen all diese Ohrwürmer?

Vor meinem inneren Auge tauchte Lucy auf, die mir in Gebärdensprache erklärte: »Einen Ohrwurm bekämpft man am besten mit dem nächsten Ohrwurm!« Kaum hatte meine beste Freundin den Satz beendet, betätigte sie die Knöpfe an ihren weißen Hörgeräten, stopfte sich Kopfhörer in die Ohren und zog sich das laute Wummern einer Metalband rein, deren Impulse sie liebte.

Ich griff nach der Erinnerung wie eine Ertrinkende nach einem Stück Treibholz. Hastig sprang ich vom Bett zu der Jeansjacke, die ich an den Kleiderhaken neben

der Eingangstür gehängt hatte. Ich holte mein Handy aus meiner Jackentasche und aus der anderen die Kopfhörer, die ich dort immer griffbereit verstaute.

Mit zitterigen Fingern stöpselte ich die Kopfhörer in das Handy und verstopfte anschließend meine Ohren. Erst danach öffnete ich die Musikapp und scrollte durch meine Playlist. Ich brauchte irgendetwas mit Instrumenten, ohne Gesang, ohne Stimme. Mein Blick landete auf einem Album mit instrumentaler Epic Music und ich klickte auf »Shuffle«.

Ein Orchester erschallte aus den Kopfhörern. Hörner, untermalt von Geigen und einer tiefen Cellostimme. Dann kam das Schlagzeug hinzu und schließlich löste die erste Geige die Hörner ab.

Es funktionierte. Die Musik in meinen Ohren brachte die Musik in meiner Kehle zum Verstummen. Versunken in die Melodie taumelte ich zurück ins Bett. Ich legte mich hin, zog die Decke über meinen Körper und betätigte das Symbol, das das Instrumentalstück in Dauerschleife wiederholen würde. Als ich die Augen schloss, trugen mich die Geigen bereits in Richtung Traumland.

